



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., W.: Vom alten und neuen Griechenland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

baßmonopol beigewohnt hätte, welches er wie alle weitblickenden Politiker entschieden billigte.

Von konservativer Seite hatte man mir während der ersten Märztage vorgeplaudert, als wolle man bis zu einem gewissen Grade für den Monopolsgedanken eintreten, allein ich hatte nichts davon geglaubt. Und ich muß bekennen, daß mir in der Folge die badische Abgeordneten-kammer in der Seele leid gethan hat, als sie einstimmig, unter dem Feldgeschrei der ordinärsten Redensarten und den oberflächlichsten Erwägungen sich ins Geschirr legte gegen einen großen staatsmännischen Gedanken, der wahrlich geeignet war, nicht nur auf verhältnismäßig mühelose Weise die finanzielle Größe Deutschlands zu begründen, sondern auch wie ein mächtiger eiserner Reif der Einheit die deutschen Völker zu umschlingen, einen Gedanken, dem ich von dem ersten Augenblicke seines Auftauchens in der Zeitgeschichte unbedingt und energisch ergeben war. Doch wer diese Dinge einmal nicht begreift, dem kann man sie nicht einreden, und bei aller Achtung vor entgegenge-setzten Überzeugungen wird es doch erlaubt sein, gerade bei diesem Gegenstande auf jene alte Wahrheit hinzuweisen, die lautet: Einen politischen Schwäger zum Denker umzuformen, wird ewig ein vergebliches Bemühen sein.

Noch mancherlei interessante Stellen ließen sich aus dem Buche anführen, aber wir müssen davon absehen und uns begnügen, noch auf zwei davon aufmerksam zu machen. Es sind der 16. Paragraph des 4. Kapitels, wo der Verfasser seine Erlebnisse als Reiseprediger schildert, und sodann seine Ansicht über Janssens Geschichtswerk. Dort ist namentlich der Bericht über die Stimmung der süddeutschen und rheinischen Katholiken während des Kulturkampfes lesenswert und für die billigdenkende und versöhnliche Anschauung des Autors charakteristisch, hier begegnet uns das wohlmotivirte Urtheil, Janssen sei „ein tendenziöser Parteischriststeller des bornirtesten Ultramontanismus,“ und es handle sich bei ihm lediglich „um geistreiche und kunstvolle Bearbeitung des geschichtlichen Stoffes zu einem vorgefaßten Zwecke und um Verwertung des Quellenmaterials für eine schon im voraus feststehende Tendenz — gerade so, wie es Karl von Rotteck im fortschrittlich-liberalen Sinne gemacht hat.“



Vom alten und neuen Griechenland.



seitdem gegründete Aussicht vorhanden ist, daß ein unter der Höhe von Druwa, am rechten Ufer des Kladeos, erbautes Museum die Kunstschätze aufnehmen werde, die man den deutschen Ausgrabungen in Olympia verdankt, ist die Streitfrage, wo dieselben am besten aufgehoben seien, gegenstandslos geworden. Sie ist entschieden durch die Freigebigkeit eines reichen Bürgers, die in solchen Fällen

bei den heutigen Griechen niemals versagt. Starke Gründe waren für beide Meinungen ins Feld geführt worden, sowohl für diejenige, welche die Funde an Ort und Stelle aufbewahrt wissen wollte, als für die, welche sie nach Athen als dem natürlichen und immer wichtiger werdenden Sammelpunkte der dem hellenischen Boden abgewonnenen Schätze überzuführen riet.

Athen ist leicht zu erreichen und es besitzt in dem Nationalmuseum an der Patissiastraße — gleichfalls der Spendung eines reichen Bankherrn — herrliche Räume, die noch lange nicht ausgefüllt sind, die vielmehr nach größerem und reicherm Inhalt ordentlich sich zu sehnen scheinen. Das Studium der Kunstwerke wäre hier ohne Frage weit bequemer. Aber auch in dem Punkte der Sicherheit würde ihre Unterbringung in Athen ganz andre Bürgschaften gewähren, als bei einem Museum möglich ist, das in eine menschenverlassene, von den Verkehrswegen abgelegene Gegend hineingestellt wird, und dessen Bau noch Jahre erfordert, während man wünschen muß, daß die Befreiung der edeln Kunstgebilde aus den in jedem Betracht ungenügenden Holzschuppen, denen sie noch immer anvertraut sind, sobald als nur möglich erfolge: je eher je besser. Dort am Alpheios sind sie freilich glücklich, daß der bescheidene Zustrom von Fremden, den sie seit sechs Jahren so angenehm empfunden, nun niemals wieder ganz versiegen wird. Aber die Interessen von uns Abendländern sind nicht ganz dieselben wie die der hiebrn Bewohner von Pyrgos. Die Reise nach Olympia wird für alle Zukunft umständlich, zeitraubend, der Aufenthalt daselbst einen Teil des Jahres ungesund sein.

Der Verstand, hat man gesagt, weist die Funde nach Athen, das Gefühl nach Olympia. Doch muß gesagt werden, daß auch für Olympia nicht bloß Gefühlsgründe sich geltend machen ließen. Auch sachliche Gründe sprachen dafür, die Kunstwerke in unmittelbarer Nähe der Stätte zu vereinigen, für die sie bestimmt waren, deren Schmuck sie einst gebildet haben. Schon um Zusammengehöriges nicht zu trennen. Denn alle aufgedeckten Altertümer könnten ja unmöglich in ein Museum übergeführt werden. Die mächtigen Überreste der Tempel und Säulenhallen liegen unbeweglich an der Stelle, wo sie von furchtbaren Naturgewalten hingestreckt worden sind. Die ungeheuern Massen der architektonischen Bruchteile ließen sich auf keinen Fall fortschaffen, und es müßte für ihre Erhaltung an Ort und Stelle Sorge getragen werden, auch wenn man alle Werke der Bildneri und der Kleinkunst nebst einem Teil der feinern Architekturglieder, insbesondere die bemalten Terracotten, in das Museum der Hauptstadt überführen wollte. Allein es ist überhaupt Gewinn, wenn eine Trennung vermieden werden kann. Die Funde von Olympia bilden in besonderm Sinne ein Ganzes, das zusammengehört, das weder mit andern Werken der Kunst vermischt noch in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst werden will. So außerordentlich hohen Wertes auch einzelne Funde für sich sind, so besteht doch der vornehmste Wert des Aus-

grabungswerkes eben darin, daß hier ein Ganzes aufgedeckt ist, daß ein ausgedehnter Bezirk von zusammengedachten Heiligthümern, eine ganze Festanlage mit ihren Tempeln, Altären und Denkmälern, Marmorgebildern, Bronzen und Inschriften aus dem Schutt der Jahrtausende wieder erstanden ist: jedes einzelne Stück ist ein Glied des Ganzen, und zuletzt ist alles doch nur aus der Kenntnis der gesamten Anlage, das heißt an Ort und Stelle, zu verstehen. Diese und andre Gründe sind so triftig, daß sie auch den Anhängern Athens zu einigem Troste gereichen und dieselben mit dem durch des Herrn Syngros Freigebigkeit hergestellten Bau versöhnen werden, wenn nur, was freilich ein Hauptpunkt bleibt, die griechische Regierung instande und willens ist, zum Unterhalt und zur Beaufsichtigung des einsamen Museums das Nötige zu thun und für genügende Sicherheit des Platzes zu sorgen — Sicherheit nicht bloß gegen Überfall und Raub, sondern auch gegen jene schlimmern Gefahren, die in einem übel disziplinierten Beamtenkörper lauern. Es sind sehr wertvolle Schätze, und sie werden an einem sehr ausgesetzten Plage sein.

Gleichviel, den Archäologen vom Fach bliebe der Besuch von Olympia doch nicht erspart, wenn sie auch die Nike des Paionios und den Hermes des Praxiteles an der Patissiastraße studiren könnten. Aber auch der Tourist, der gebildete Kunstfreund, der das Original des Götterjünglings schauen möchte, den wir nach Ernst Curtius' Ausdruck „jetzt schon als Hausfreund bei allen kunstsinigen Familien eingebürgert finden,“ wird eine Pilgerfahrt nach den Trümmern des hellenischen Nationalheiligtums nicht zu bereuen haben. Auch der Ungelehrte wird mächtig angezogen sein von dem Gedanken, daß hier alle Überreste der ehemaligen Herrlichkeit zusammen sind, völlig gesondert von Kunstwerken andrer Art, sie aber vereinigt an der Stelle, der sie ursprünglich angehören. Wenige Schritte von den künftig wieder kunstreich zusammengestellten Figuren der Siebelfelder liegen die zerbrochenen Glieder des mächtigen Tempels, den sie schmückten, und leicht baut sich die Einbildungskraft an dieser Stätte die hingestreckten Säulenreihen wieder auf, fügt Trommel zu Trommel, darüber die Kapitelle, das Gebälk und führt in den Äther das Dach und die Giebel auf, darinnen die Marmorwerke des Paionios und des Alkamenes ihre Stelle hatten. Und so die ganze Landschaft, der lautlose, von Waldhöhen umgebene Thalgrund, er belebt sich mit der bunten Formenwelt, deren Überreste hier gesammelt sind; der heilige Hain, die Tempel mit ihren Götterbildern erstehen vor dem inneren Auge; die geflügelte Nike fügt sich wieder zu der noch an der alten Stelle befindlichen Basis; die Hallen, die Rennbahnen füllen sich mit der Blüte hellenischer Jugend; dort stehen die heiligen Öl bäume, deren Zweige die Schläfe des Siegers krönten, man hört den jauchzenden Beifall, der den Glücklichen empfängt, und ein festliches Gewühl erfüllt wieder die stillgewordene Ebene — so wird, wer durch die Räume des künftigen Museums am Kladeos wandelt, ganz anders als in sonstigen Kunstsammlungen die Empfindung eines Gesamt-

kunstwerkes haben, das sich aus diesen membra disjecta aufbaut, und die Frucht des Studiums wird die lebendige Vergegenwärtigung eines großartigen und wichtigen Stückes antiken Lebens sein.

Zeitraubend ist der Auszug nach Olympia freilich, allein jetzt schon ist der Zugang gegen früher beträchtlich erleichtert. Zu der Zeit, als die Gelehrten der deutschen Expedition ihr Werk in Angriff nahmen, führte nur ein Reitpfad, dem häufig die angeschwollenen Bäche verderblich waren, von der Stadt Pyrgos nach der Ebene von Olympia; jetzt ist eine gute Fahrstraße hergestellt, während Pyrgos andrerseits durch Straßen mit dem Hafenorte Kataolo und mit Patras verbunden ist und mit letzterer Stadt auch durch eine Eisenbahn verbunden werden soll. Es ist eine abgelegene und umschlossene, nur durch den gekrümmten Flußlauf geöffnete Landschaft, aber sie hat auch den vollen Reiz der Abgeschlossenheit, und wer bis hierher in das Innere sich vorgewagt hat, wird nicht leicht der Lockung widerstehen, weitere Ausflüge in das Waldgebirge der Umgegend zu machen, nach den Vorhöhen der triphyliischen Berge im Süden, wo einst Xenophon mit seinen Söhnen des Waidwerks pflegte, und weiter bis zu den Mauern der alten Stadt Samikon, oder den Kladeos aufwärts in die Pholoë, wo im Jahre 396 Marichs Westgothen monatelang von dem Heere Stilicho's umstellt und festgehalten wurden, bis es ihnen endlich gelang, nordwärts über den korinthischen Meerbusen zu entkommen. Nur zwei kleine Tagereisen sind es von Olympia bis zu den Resten des Apollontempels zu Bassai, zu den „Säulen,“ wie jetzt noch die Einheimischen sagen, auf der Höhe des Kotyliongebirges, von wo der Blick über die niedrigen Waldberge hinweg, die den nördlichen Wall Messeniens bilden, hinaus bis zum Bergfels von Ithome und bis zum Meere dringt. Sa viele von denen, welche Olympia besuchen, werden ihre Reise so einrichten, daß sie, um von da nach der Ostküste des Peloponneses, nach Argos und Korinth zu gelangen, entschlossen den Weg durch das Innere der Halbinsel nehmen. Übrigens kann man sich an dieser Stelle wohlmeinende Ratschläge gänzlich ersparen, da ja in diesen Tagen endlich der „Bädeker“ ans Licht getreten ist,*) nach dessen Erscheinen seit einem Jahrzehnt alle Griechenlandfahrer sehnsüchtig ausgeblickt haben. Durch ihn erwächst den Glücklichen, die das Land der Griechen erst noch mit der Seele suchen, ein ungemeiner Vorteil vor allen frühern Reisenden, weshalb denn auch nicht zu bezweifeln ist, daß mit Hilfe dieses wohlunterrichteten und in solchem Lande doppelt schätzenswerten Freundes der Mut zu einer Hellasfahrt in immer zahlreicheren Herzen aufgehen werde. Zwar ist der Weg durch den Peloponnes noch immer mit mancherlei Entbehrungen und Mühseligkeiten verknüpft, wie man sie auf Reisen in westlichen Ländern nicht gewöhnt ist, aber er lohnt auch durch Erfahrungen, auf welche derjenige verzichten muß, der mit

*) Griechenland. Handbuch für Reisende von Carl Bädeker. Mit einem Panorama von Athen, 6 Karten, 7 Plänen und andern Beigaben. Leipzig, Bädeker, 1883.

dem Besuche der Küstenstädte und leicht zugänglichen Orte sich begnügt. Wer Land und Leute mehr als oberflächlich kennen lernen will, darf eine solche Reise durch das Innere nicht unterlassen. Fahrbare Straßen wird er zwar selten antreffen, und Wirtshäuser sind dort ein unbekanntes Ding, aber gerade dadurch ist der Reisende zu einem näheren Verkehr mit den Einheimischen gezwungen, er kann die guten Dienste der Bevölkerung nicht entbehren, ist genötigt, mit ihr zu leben, ihren Sitten sich anzubequemen. Eine solche Reise ist nur zu Pferde möglich, sie erfordert die Mitnahme eines Pferdeführers oder Agogiaten, und unter Umständen eines Dragomans oder Reiseumarschalls und Dolmetschers, dazu noch eines Packtiers, dem das Reisezeug und die unentbehrlichen Vorräthe aufgeladen sind. Für das Nachtquartier aber ist man in den Dörfern, ja in den Städten, wenn man nicht mit den vier nackten Wänden eines Chanis sich begnügen will, auf irgend ein gastliches Dach angewiesen, das der Dragoman leicht ausfindig machen wird, wenn wir nicht bereits ein Empfehlungsschreiben bei uns tragen, das uns der Gastfreund von gestern an ein bestimmtes Haus mitgegeben hat. Durch die überall mit größter Willigkeit dargebotene Gastfreundschaft wird nicht nur das Reisen in den innern Landschaften erleichtert, es erhält dadurch auch einen eignen Reiz, der für manches Lästige, das doch mit der Wohlthat der Gastfreundschaft verknüpft ist, reichlich entschädigt. Und wie die Gastlichkeit eine von alters her ererbte und fortgepflanzte Tugend der Griechen ist, so sind auch die Sitten, die man in den Häusern des Peloponneses kennen lernt, von ursprünglichem, altertümlichem Gepräge; Wohnung und Kleidung, Essen und Trinken, die Stellung der Frauen, die Formen des Umgangs, die Bräuche in Haus und Straße, das alles ist uns Abendländern fremdartig, nicht selten glauben wir eine homerische Szene lebhaftig vor uns zu sehen. Daß man aber auf solchen Ritten ins Innere zahlreiche und noch wenig erforschte Denkmäler der Vergangenheit kennen lernen kann, daß der Wanderer überall von großen geschichtlichen Erinnerungen und überall von einer Fülle eigentümlicher Landschaftsbilder begleitet ist, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Es ist möglich, ja unausbleiblich, daß mit der Zeit eine Umwandlung der Sitten sich vollzieht. Das Straßennetz dehnt sich aus, wenn auch langsam, in den Städten wird die einheimische albanesische Tracht von der fränkischen Gewandung zusehends verdrängt, und schon der nachdrücklich gepflegte Schulunterricht und der Eifer, mit dem sich die hellenische Jugend in die Hörsäle der Universität drängt, muß mit der Zeit abschleifend auch auf die ländliche Bevölkerung zurückwirken. Sollte der noch immer dünne Strom von Reisenden stärker anwachsen, so würde die Einrichtung von Gasthäusern von den Küstenstädten sich allmählich auch in das Innere fortpflanzen, und die Eingebornen würden dann aufhören, die althergebrachte Gastlichkeit den Fremdlingen zu erweisen. Aber das hat immer noch gute Wege. Gerade im Peloponnes ist noch

nicht zu befürchten, daß in den nächsten Menschenaltern die überlieferten Sitten erheblich notleiden und durch Neuerungen verdrängt werden. Noch lange wird dort der Fremde auf dieselbe Weise seine Reise bewerkstelligen und dieselben Zustände antreffen, wie die britischen Reisenden, welche vor einem Jahrhundert zum erstenmale wieder in die innern Landschaften der Halbinsel eindringen. Diese Zustände sind öfters geschildert worden, neuestens wieder von einem sehr feinen Beobachter und anmutigen Erzähler, von Adolf Bötticher, der mit seinem Buche über Olympia einen so wohlverdienten Erfolg gehabt hat und jetzt in einer Sammlung von Reisebildern eine weitere gereifte Frucht seines Aufenthaltes in Griechenland darbietet.*) Sie bilden gleichsam einen Nebenschößling, den das olympische Ausgrabungswerk getrieben hat. Denn so leicht und gefällig die Schilderungen sind, so erkennt man doch leicht, daß sie aus einer Wurzel sind mit jenem wissenschaftlichen Unternehmen und von flüchtigen Aufzeichnungen eines eiligen Touristen vorteilhaft sich unterscheiden. Bötticher hat lange genug auf griechischem Boden gewelt, um seine Beobachtungen zu vertiefen, für die er überdies eine vielseitige Ausrüstung mitbrachte. Er weiß mit den Eingebornen in ihrer Sprache zu verkehren und den Landleuten ihre Lieder abzulauschen. In den Schriften der Alten ist er zu Hause wie in der Frankenchronik von Morea. Er hat nicht nur ein glückliches Auge für das Eigentümliche der Landschaft, er sieht auch die Bodengestaltungen mit dem Auge des Geologen, die niedern und höhern Gewächse mit dem Auge des Botanikers, und vor allem sieht er die Überreste der Denkmäler mit dem Auge des geschulten Architekten, der auch formlose Trümmer zu deuten und einen Gewinn der Wissenschaft aus ihnen herauszulesen versteht. Dazu hat er Orte besucht, die weit abliegen von den gewöhnlichen Wegen der Fremden, Orte, die seit Jahrzehnten und länger auch von den gelehrten Forschern nicht leicht aufgesucht worden sind. In sein Buch geht absichtlich an den allbekanntem, oft beschriebenen Örtlichkeiten vorüber und sucht mit Vorliebe die Reize verborgener und vergessener Stätten auf. Die von einem Flechtwerk üppigster Rankengewächse umschlungene Ruine des byzantinisch-fränkischen Klosters Issowa im Lapithasgebirge, ein gothischer Bau mitten im Peloponnes, die Akropolis von Gira, an welche sich der Heldenname des Aristomenes knüpft, die Bergveste Ithome, die im ersten messenischen Kriege und wieder im Helotenaufstande den Kernpunkt der Verteidigung Messeniens gegen Sparta bildete, die spärlichen Überreste von Thuria am westlichen Abhang des Tagetos und von Pherai bei Kalamata, der Burg des Diokles, in deren gastlichen Mauern Telemachos auf dem Wege von Phlos nach Sparta sein Nachtquartier aufschlug, von Gytheion bei Marathonissi, wo der phrygische Königssohn die Helena vom Heiligtum der Aphrodite hinweg auf sein Fahrzeug raubte,

*) Auf griechischen Landstraßen. Von Adolf Bötticher. Berlin, Gebrüder Paetel, 1883.

dann das Märchenbild der verlassenen Stadt Monemvasia, deren gespenstische, wankende Häuserzeilen auf den Verfasser einen traurigeren Eindruck machten als die Überreste der Akropolis, die römischen Kaiserpaläste und die verödeten Straßen Pompejis — „dort sind es Tote, denen wir mit stiller Wehmut in das erstarrte Antlitz blicken, hier ist es ein Sterbender, dessen Züge wir sich entstellen, den wir vor unsern Augen mit dem Tode ringen sehen“ — alle diese Stätten weiß der kundige Reisende nicht nur mit geschichtlichen Erinnerungen geschmackvoll zu beleben, es sind zum Teil Wiederentdeckungen, die unser Wissen bereichern, und das alles ist eingestreut in die lebendige Erzählung von Land und Leuten der Gegenwart.

Über die Aussichten, welche das heutige Griechenland im allgemeinen darbietet, seine Fortschritte in abendländischer Gesittung, die Hoffnungen, zu denen es berechtigt, wird man den Verfasser zurückhaltend finden. Den Optimismus, mit welchem neuere Reisende den geistigen Aufschwung der Hellenen anstauen und begrüßen, vermag er offenbar nicht zu teilen. Die unverhältnismäßig große Anzahl von politischen Tagesblättern und selbst die sichtlichen Bemühungen um das niedere und höhere Schulwesen scheinen ihm nicht übermäßige Achtung einzuflößen. Dagegen hebt er, ungeblendet von den starken Reizen, die den kunst- und naturfreudigen Reisenden auf griechischem Boden leicht gefangen nehmen, einige Schattenseiten im heutigen Hellas mit Schärfe hervor. In dieser Beziehung ist das in die Beschreibung von Tiryns eingestreute Kapitel über den Ackerbau besonders lehrreich. Noch immer nimmt der Ackerbau in Griechenland eine sehr tiefe Stelle ein. Auf einem Areal von rund 47 500 Quadratkilometern (die jüngste Gebietserweiterung und die Ionischen Inseln außer Rechnung gelassen) sind bloß 7500 Quadratkilometer angebautes Land, nicht viel mehr als die Hälfte der überhaupt bestellbaren Fläche, wozu noch kommt, daß die Art der Bebauung eine ganz veraltete, primitive, aus hesiodischen Zeiten stammende ist. An diesem niedern Stande der Ackerwirtschaft ist aber nicht, wie man beschönigend gesagt hat, der Mangel an Arbeitskräften schuld, auch nicht die angebliche Ausaugung des Bodens durch die Kultur, denn der Boden lohnt die Ausfaat bei dem geringsten Müheaufwande mit dem siebenfachen, oft auch dem zehnfachen Ertrage; die Schuld trägt einmal der noch immer sehr empfindliche Mangel an Verkehrswegen, vor allem aber der Fluch einer gänzlich verkehrten Gesetzgebung, welche Verbesserungen im landwirtschaftlichen Betrieb geradezu verhindert. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erbt sich bis auf den heutigen Tag die unselige Hinterlassenschaft Kapodistrias fort: die direkte Bruttobesteuerung der Feldfrucht. Wenn der Landmann zur Ernte hinauszieht, begleitet ihn der „Ispraktor,“ der Steuererheber, mit einer militärischen Bedeckung. Ohne diese wichtige Persönlichkeit darf er mit der Ernte nicht beginnen, darf er sie nicht nach Hause bringen. Unmittelbar nach dem Dreschen und Reinigen des Kornes zieht der Ispraktor den zehnten Teil des Bruttoertrages für den Staat ein,

sei es in natura oder im Gegenwerte des Tagespreises. Ob der eine für die Bestellung eines Morgens zehn Drachmen, ob der andre hundert Drachmen für die gleiche Fläche an Arbeitskraft und Meliorations- (Berieselungs-) Kosten aufgewendet hat, ob jenem das Land fünffache Frucht bringt und diesem zehnfache, das ist ganz gleichgiltig; jeder giebt vom Scheffel Korn den zehnten Teil ab. Wer möchte unter solchen Umständen daran gehen, neue Flächen der Kultur zu erschließen, Bäume und Gestrüpp zu roden, Steine zu lesen, Terrassen zu häufen gegen die Sturzbäche der Herbstregen, Quellen zu suchen und dem neuen Boden zuzuführen, alles mühevollen Arbeiten, von deren kümmerlichem Erstlingsertrage der Steuererheber in gleichem Maße seinen Zehnten einstreichen wird wie von dem fruchtbaren, in einem Vormittage bestellten Saatfelde des Nachbarn. Und dazu kommt noch die unheilvolle orientalische Beamtenwirtschaft im Zusammenhange mit dem parlamentarischen System des jungen Königreichs. Der Ispraktor weiß sich als ein Glied des Beamtenpersonals, das von der jeweils am Ruder befindlichen Partei abhängig ist und bei der nächsten Ministerkrisis an die Luft gesetzt werden kann. Er hat daher keinen andern Gedanken, als die kurze Zeit seiner Amtsdauer dazu zu benutzen, möglichst viel für sich zusammenzuraffen. So fließt denn die vom Schweiß des kleinen Bauern aufgebrachte Steuersumme keineswegs ungeschmälert in den Staatsfädel, und was schlimmer ist, das, was glücklich hineingelangt ist, kommt keineswegs auch nur zum größern Teil dem allgemeinen zu Gute, sondern die am Ruder befindliche Partei verwendet einen großen Bruchteil, um die politischen Parteigenossen zu befriedigen und sich eine künftige Wiederwahl zu sichern. Erst wenn dieser Beamtenwirtschaft ein Ende gemacht werden könnte und anstatt des jetzigen Steuersystems die Selbsteinschätzung der Gemeinden wieder eingeführt würde, wie sie unter türkischer Herrschaft zum Segen des Landes bestanden hat, erst dann könnte die Landeskultur einen größern Aufschwung nehmen.

Dieses unselige Ackergesetz bildet ein würdiges Seitenstück zu jenem andern Gesetz, welches im Jahre 1834 über die Altertümer des Landes erlassen wurde und welches, gut gemeint, von den übelsten Folgen für das Land und noch mehr für die Wissenschaft gewesen ist. Mit Trauer gedachten die Hellenen nach der Befreiung von der Fremdherrschaft, daß das britische Museum mit den Parthenonskulpturen, die Glyptothek mit den Aegineten, der Louvre mit der Aphrodite von Melos sich geschmückt hatte; das sollte anders, der Beraubung des vaterländischen Bodens, der Verschleppung der Kunstwerke ins Ausland sollte ein Ende gemacht werden. Um dies zu erreichen, wurde nicht nur der Verkauf von Altertümern an Fremde und schon der Versuch dazu mit starken Strafen belegt, sondern es wurden auch über die Ausgrabungen von Kunstwerken die schärfsten Bestimmungen getroffen. Niemand darf nach Altertümern graben ohne besondre Erlaubnis der Regierung, welche dieselben durch einen

Kommissar beaufsichtigen läßt. Findet ein Eigentümer auf seinem Boden ein Kunstwerk, so hat er es binnen drei Tagen der Regierung anzuzeigen, welche für die Hälfte des Fundes das Eigentumsrecht beansprucht. Nimmt der Finder das Angebot nicht an, das ihm die Regierung oder die archäologische Gesellschaft macht, und verkauft er seinen Fund an einen dritten, so muß er eine Steuer von fünfzig Prozent des Verkaufspreises an die Kasse der öffentlichen Museen entrichten. Das sind drakonische Bestimmungen, welche das Übel mit der Wurzel auszureißen scheinen und welche thatsächlich das Gegenteil bewirken. Um der lästigen Kontrolle der Regierung zu entgehen und in möglichst gewinnbringender Verwertung der Funde nicht behindert zu sein, werden dieselben der Regierung möglichst verheimlicht, offiziell beaufsichtigte Grabungen sind höchst selten, dafür wird das Geschäft insgeheim umso schwungvoller betrieben. Welche Folgen daraus entspringen, wie die Antiquitäten unter der Hand in Masse verkauft und ausgeführt werden, ja wie eine Menge Kunstwerke, um sie leichter verbergen und ausführen zu können, absichtlich verstümmelt und zerschlagen werden, wie endlich der wissenschaftliche Wert der Funde durch das Verheimlichungssystem fast ganz in Frage gestellt wird, das hat Salomon Reinach unlängst in einem geharnischten Berichte in der Revue des Deux mondes ausgeführt, die öffentliche Meinung der gebildeten Völker in beredter Weise auf einen wahren Schandfleck im heutigen Griechenland hinweisend. Die bittere Sprache des Franzosen ist sichtlich verschärft durch den Umstand, daß das Ansuchen der französischen Regierung, Ausgrabungen in Delphi zu veranstalten, von seiten Griechenlands zurückgewiesen wurde. Allein die Thatsachen sind nicht in Abrede zu stellen, sie werden von jedem Kenner des heutigen Hellas bestätigt, in Athen hat jeder Fremde Gelegenheit, sich unschwer von der Art und Weise zu überzeugen, wie man auch ohne die eigentlichen Händler in den Besitz von Kunstwerken, z. B. von Terracotten aus Tanagra, gelangen kann, die alle — freilich unter den Augen der Regierung — dem Lande hinterzogen sind. Auf die Regierung und ihre Beamten fällt dabei das übelste Licht. Davon nicht zu reden, wie schlecht die maßlos zerplitterten Sammlungen verwaltet, eingerichtet, überwacht sind. Daß die Funde von Olympia so lange in durchaus ungenügenden Räumen, in engen, feuchten Holzschuppen zusammengedrängt ausharren müssen, ist oft beklagt worden; durch Herrn Reinach aber erfahren wir, daß es im Januar 1883 durch die Löcher der Bedachung auf den Hermes des Pragiteles geregnet hat, und daß an der Oberfläche der feinen Gliedmaßen wie an der Bemalung bereits die Spuren solcher Mißhandlung sich zu zeigen beginnen. Mehr braucht nicht gesagt zu werden. Das sind Dinge, die zum Himmel schreien. Die Hellenen legen in ihrem vaterländischen Stolze ungemainen Wert auf die lobenden Stimmen, die sie im Abendlande über sich vernehmen. Wenn sie nur eben so geneigt wären, durch gerechten Tadel sich das Gewissen schärfen zu lassen und im Gedächtnis zu behalten, „daß Griechenland

durch Europa in Anbetracht seiner Vergangenheit gerettet worden ist, weil Europa in dieser Vergangenheit nicht das ausschließliche Eigentum eines kleinen Volkes, sondern den gemeinsamen Besitz aller Freunde des Schönen erblickt."

Stuttgart.

W. E.



Dodsley und Compagnie.



er Lessings Hamburgische Dramaturgie bis zu Ende gelesen — oder da dies schwerlich heutzutage noch jemand thut, so wollen wir lieber sagen: wer den Anfang und das Ende von Lessings Hamburgischer Dramaturgie gelesen — über das, was dazwischenliegt, belehrt sich ja der gebildete Deutsche jetzt aus den Redensarten einer der landläufigen Lessingbiographien oder deutschen Literaturgeschichten —, der wird sich der frechen Nachdruckerfirma erinnern, welche Schuld daran war, daß die Dramaturgie vor der Zeit von Lessing abgebrochen wurde. „Es ist die lauter Wahrheit, schreibt er, daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat und warum sie nun gänzlich liegen bleiben.“ Noch frecher aber als der Nachdruck selbst, war die „Nachricht an die Herren Buchhändler,“ welche die Nachdrucker gleichzeitig verbreitet hatten. Es ist rührend und zugleich empörend, zu sehen, wie der ehrliche und arglose Lessing dies unverschämte Nachwerk — worin die Nachdrucker ihren Raub als die wohlverdiente Strafe eines Schriftstellers hinstellten, der sich unterfangen habe, seine Schrift selbst zu verlegen und so den Buchhandel zu stören — für Ernst nimmt und mit Gründen zu widerlegen sucht.

In dem Geschäft, welches die erdichtete — übrigens von einer angesehenen Londoner Buchhandlung erborgte — Firma Dodsley und Compagnie trug, waren Ende der sechziger Jahre außer einer Masse von Skandalliteratur eine große Menge von Nachdrucken erschienen. Druckten die Gauner nicht bereits vorliegende fertige Bücher nach, so stahlen sie den Gedanken zu Büchern, die noch im Entstehen begriffen waren, und suchten dem rechtmäßigen Eigentümer mit der Ausführung zuvorzukommen. Auf diese Weise konnte es z. B. geschehen, daß der erste deutsche Musenalmanach aus diesem gemeinen Nachdrucksgeschäfte hervorging. Als nämlich Boie und Gotter nach dem Muster des seit 1765 in Paris erschienenen Almanac des Muses die Sammlung einer „Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1770“ veranstalteten, die dann als erstes Bändchen